Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **52 (1995)**

Heft 4: **Alexander Trippel (1744-1793)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

HULDRYCH BLANKE/PETER JESSE (Fotografie): *Zillis. Evangelium in Bildern: Die romanische Bilderdecke in Zillis/Graubünden neu gedeutet* (Theologischer Verlag Zürich/Verlag am Eschenbach, Zürich/Eschenbach 1994). 159 Seiten, 32 farbige Bildtafeln, 184 schwarzweisse Abbildungen.

Ein schöner Bildband mit ausgezeichneten Bildwiedergaben, der deshalb seinen Weg machen wird; die anziehende Aufmachung empfiehlt das Buch gewiss vielen als willkommenes Geschenk. Um so störender ist es, dass der Verfasser sein für einen weiteren Kreis gedachtes Werk mit Hypothesen versehen hat, die mindestens ungesichert sind. Unter dem Titel «Bernhard von Clairvaux und Zillis» hat Blanke auch in dieser Zeitschrift (49, 1992, S. 321–330) seine Hauptthese vorgetragen: Zillis verrät den Einfluss bernhardinischer Gedanken, die durch die Churer Bischöfe Konrad I. von Biberegg (1122/1123 – wohl 1145) und Adalgott (1151–1160) vermittelt sein können, wobei in erster Linie Adalgott in Frage kommt. Im Buch hat Blanke sich nun einer Datierung der Deckenmalerei «um 1130/40» angeschlossen (S. 19), und er führt die Prägung durch bernhardinischen Geist dementsprechend auf Bischof Konrad I. von Biberegg zurück, der in seinem Bistum die spirituellen Anregungen fruchtbar gemacht habe, die er wohl im Kloster Petershausen erfahren hatte; das habe er «vielleicht in Zillis» auch getan (S. 38). Im übrigen erklärt Blanke die Bilder behutsam einfühlend, um der Leserschaft die Augen zu öffnen, wie vor allem die biblischen Texte in den Bildern ihre Auslegung erfahren. Hier ist oft treffend formuliert worden, ohne den Anspruch zu erheben, die Bilder streng historisch im Rahmen eines im 12. Jahrhundert möglichen Verständnisses zu interpretieren.

Die Datierung der Bilder ist auch nach den dendrochronologischen Untersuchungen nicht zweifelsfrei, da nicht alle Holztafeln untersucht werden konnten (S. 19 und schon ZAK 47, 1990, S. 253). Die stilistischen Merkmale weisen zudem eher in eine etwas spätere Zeit als 1130/40. Mir will es bis auf weiteres immer noch scheinen, dass der Datierungsvorschlag von O. Demus in das 3. Viertel des 12. Jahrhunderts (Romanische Wandmalerei, München 1968 und 1992 [Sonderausgabe], S. 179) am befriedigendsten ist, zumal auch W. Kettlers Beobachtungen zu den Schriftzügen von «Auster» und «Aquilo» damit vereinigt werden können (2. Hälfte 12. Jh. bis etwa 1200; Bündner Monatsblatt 1991, S. 429).

Wie dem aber auch sei, von einem Einfluss bernhardinischer Gedanken kann m. E. in keinem Fall die Rede sein: Die von Blanke (in deutscher Übersetzung) angeführten Bernhardstellen geben schlechterdings nicht die Argumente her, die er vorträgt. Kein Bild wird dadurch verständlicher, dass man es mit Bernhardtexten in Verbindung bringt und sei diese Verbindung noch so locker. Das Bernhardbild, das Blanke kurz skizziert, ist ohnehin das Resultat einer recht subjektiven Sicht. Die Vermittlung durch einen der Churer Bischöfe ist eine durch nichts begründete Hypothese (wie leicht kann Blanke seine zunächst auf den Zisterzienser Adalgott zielende Annahme auf den Vorgänger übertragen!). Wie steht es für eine Datierung auf 1130/40 mit der Möglichkeit eines bernhardinischen Einflusses überhaupt? Ver. hat einen ihm gekommenen Einfall mit einigen Bernhardstellen unterkellert, ohne den Hauch eines Beweises führen zu können. Ähnlich steht es mit anderen ungeklärten Interpretationsfragen: So ist die Auseinandersetzung mit Chr. Eggenberger über die Deutung der Sirenen ganz unzureichend (S. 143), die Beziehung der Mäanderbilder auf Kaiser Friedrich Barbarossa (S. 153–156), ohnehin fragwürdig genug, wird mit leichter Hand durch eine Späterdatierung der betreffenden Bilder erreicht, Kettlers Datierungshinweis wird kommentarlos erwähnt (S. 142); die erste Kirche von Zillis soll im 5. Jahrhundert entstanden sein (S. 17), die möglicherweise in Zillis vorhandenen Mithrasanhänger seien vielleicht gefoltert worden (S. 19): alles Einfälle, die einfach hingeschrieben werden. Es erübrigt sich, auf weitere Punkte zu sprechen zu kommen, da es sich um mehr oder weniger spekulative Überlegungen handelt. Auch Blanke geht fälschlicherweise davon aus, dass die heutige Bildanordnung fraglos mit der ursprünglichen identisch ist (S. 18). Es muss aber festgehalten werden, dass die heutige Anordnung der Bilder lediglich eine (sehr überlegte und sinnvolle) Rekonstruktion ist, die als solche in Rechnung zu stellen ist (wie Dione Flühler-Kreis erneut einschärfte, ZAK 50, 1993, S. 223–233), und dass deshalb Überlegungen zu Fehlendem und zu möglichen Sinnzusammenhängen nicht ohne weiteres zulässig sind (so auch zum sogenannten «Zilliser Rätseln», dass die Kreuzigung in der Decke fehlt).

Das Buch ist mit spürbarem Eifer geschrieben von einem Mann, der Jahre hindurch unter der Bilderdecke seines Amtes gewaltet hat. Die Kombination von Bildband und eigener Untersuchung hat leider kein überzeugendes Ergebnis hervorgebracht; nicht einmal der bisherige Stand an Sicherem, Vermutetem und Möglichem ist immer zuverlässig und exakt wiedergegeben (S. 38 muss es statt Rottenburg heissen: Roggenburg; die Argumentation von M. Herter (Bündner Monatsblatt 1993, S. 27–29) zur Zahl 153 ist wenig deutlich wiedergegeben).

Hans-Dietrich Altendorf

***

RUDOLF HOTZENKÖCHERLE / ROBERT SCHLÄPFER / RUDOLF TRÜB / PAUL ZINSLI (Hrsg.): *Sprachatlas der deutschen Schweiz, Band VII, Wortgeographie IV: Haus und Hof,* (Francke Verlag, Basel 1993). 280 S., 210 Karten, 550 Abbildungen.

Im vorliegenden siebten und zugleich vorletzten Kartenband des Sprachatlas wird die Wortgeographie mit den Themen Haus und Hof fortgesetzt und in die zugehörige Sachgeographie erweitert. In der kartographischen Darstellung von Wörtern und Sachen besteht eine lange Tradition einer Forschungsrichtung, welche mit dem Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz (1928–1940 von Karl Jaberg und Jakob Jud herausgegeben) und dem «Bauernwerk» von Paul Scheuermeier (1943 und 1956) begonnen wurde.

Der vorliegende Band bietet neue Lösungen nicht nur für die Kartographie der Wörter und Sachen, sondern vor allem für die Zusammenschau der drei Ebenen Sache, Ort und Wort. 210 Karten und 550 Abbildungen (Zeichnungen, Gebäudeschnitte, Fotos) geben die Ergebnisse von über 2000 Einzelfragen an 600 Standorten

der Deutschschweiz und vereinzelter (walser)deutscher Sprachinseln in Norditalien wieder. Die Finanzierung der Forschungsarbeit und der Publikation wurde durch den Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung massgeblich unterstützt.

Vom Inhalt her umfasst der Band VII vier grosse, recht verschiedene Kartengruppen: Gefässe und Traggeräte / Hausarbeit / Haus und Hauseinrichtung / landwirtschaftliche Gebäude. Die Grundlage der Publikation bildet das Material, das verschiedene Exploratoren im Zeitraum von 1939 bis 1958 erfasst haben: Gespräche mit den einheimischen Gewährsleuten, die Bezeichnungen für die Sachen in phonetischer Transskription sowie ausführliche Sachbeschreibungen und weitere Notizen, Skizzen und Fotos. Für die Präsentation im Atlas setzte das Bearbeiterteam Doris Handschuh, Elvira Jäger, Christian Schmid Cadalbert und Rudolf Trüb die sprachlichen Daten in wortgeographische Karten um, wobei die Worttypen ortsgenau durch Symbole wiedergegeben werden. Dazu kommen in den Legenden die Einleitung zur Problematik des Materials und der Darstellung, die Erklärung der Kartenzeichen mit Hinweisen auf das Schweizerdeutsche Wörterbuch (ehemals Idiotikon), nähere Angaben über die Lautform der Wörter sowie Präzisierungen zur Karte und verschiedene Detailhinweise. Der Leser hat also die Möglichkeit, seine Aufmerksamkeit einzelnen Sachfragen (Vorkommen, Verbreitung) zu widmen oder aber sprachwissenschaftliche Aspekte zu verfolgen und die Sache lediglich als Anlass der Wortbildung zu betrachten.

Im Gegensatz zu früheren Publikationen der Reihe wurden neu Zeichnungen, Fotos, Pläne von Gebäuden, Einrichtungen und Geräten sowie Kleinkarten zur Geographie von Sachtypen eingeführt. Wort- und Sachtypen werden auf derselben, mehrfarbigen Wort-Sach-Karte kombiniert dargestellt. Dadurch kann sowohl die Wortkarte als auch die Sachtypenkarte für sich gelesen werden, es lassen sich aber auch die Worttypen auf die Sachtypen beziehen und umgekehrt.

Der Sachgruppe «Haus» ist eine Karte der Bauernhaustypen vorangestellt. Auf den Wortkarten wird anschliessend, von den Haupträumen zu den Nebenräumen fortschreitend, für jeden Raum des Hauses eine Wortgeographie durch Kartenzeichen wiedergegeben und durch rote Schraffuren die Verwendung (Funktion) des betreffenden Raumes ausgedrückt. Auf insgesamt zwölf Abbildungsseiten sind typische Häuser aus allen ausgeprägten Hauslandschaften der Schweiz mit Fotos und Plänen dargestellt. Listen der mundartlichen Bezeichnungen der Räume und der Einrichtungen vervollständigen das Bild. Speicher und Alphütten sind durch eine Art kleiner Monographien erfasst. Über die Darstellung von Wörtern und Sachen hinausgehend werden auch Arbeitsvorgänge geschildert: wie man das Vieh tränkt, Wasser oder Milch transportiert oder Heu in den Heuraum bringt.

Vertieft in volkskundliche Themen, insbesondere der Rechtsvolkskunde, führen Karten über Backbräuche, ältere Masse oder Eigentumsverhältnisse.

Die meisten Karten sind so gestaltet, dass der Leser von den Begriffen zu den Wörtern gelangt (onomasiologisch), dazwischen eingestreut sind semasiologische Karten, die von den Wörtern zu den Bedeutungen leiten.

Die Darstellungen beziehen sich hauptsächlich auf die Zeit um 1950, auf die Aussagen der damaligen Gewährsleute, doch wird sie durch die Erinnerungen der Gewährsleute zeitlich bis ins letzte Jahrhundert erweitert. Der Atlas bietet eine ausführliche Kulturmorphologie von Haus und Hof der deutschen Schweiz und besonders des Alpenraums in geographischer Vielfalt und beträchtlicher historischer Tiefe dadurch, dass das räumliche Nebeneinander auf den Karten weithin als zeitliches Nacheinander verstehbar ist. Auf diese Weise werden vielfältige Veränderungen der Sachkultur fassbar. Die Darstellung bietet nicht nur Sprach- und Sachkunde, sondern auch objektgenaue Informationen. Diese umfassen Zusätze, die von der allgemeinen Aussagentendenz der Karte abweichen oder einzelne Feststellungen präzisieren. Der Fragenkatalog als materielle Grundlage des vorliegenden Auswertungsbandes wurde bereits 1962 in einem separaten Einführungsband publiziert (Einführungsband Teil B, Francke Verlag). Darin findet man auch den Transkriptionsschlüssel sowie ein Protokoll aller Aufnahmesituationen, das heisst nähere Angaben zu Zeitpunkt und Ort der Befragung sowie zu Alter und Lebensumständen der Gewährsperson.

Die Auswertung, insbesondere der hauskundlichen Fragen, gestaltete sich nicht immer einfach. Der in erster Linie nach sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgearbeitete Fragebogen und die ihn anwendenden Exploratoren konnten den baugeschichtlichen Aspekten der aufgesuchten Wohn- und Wirtschaftsgebäude nicht genügend Rechnung tragen. So bleibt die Bauzeit bzw. Baugeschichte eines Gebäudes in aller Regel unberücksichtigt. Es wurde auch nicht unterschieden, ob beispielsweise ein Doppelwohnhaus primär (als solches geplant und gebaut) oder durch nachträgliche An- und Umbauten aus einem Einfamilienhaus entstand (Karte S. 118). Somit bleiben einzelne der gebotenen Typologien und Karten bis zu einem gewissen Grad zufällig. Betrachtet man das Haus als Organismus, so ist es weniger ein «Produkt» seines geografischen Standortes, sondern vielmehr Ausdruck eines «Zeitgeistes» und Spiegel der sozialen Stellung, der geltenden Rechtsordnung, des Standes der handwerklichen Möglichkeiten und der Nutzungsabsichten der damaligen Bauherrschaft. Dies zeigt sich deutlich in der Karte S. 132 zum Thema Küche (Lage oder Ausbaustandard der Küche und die Frage nach der Rauchküche als dem ursprünglichen oder früheren Zustand).

Die Autoren des Atlas waren sich aber dieser besonderen Schwierigkeiten durchaus bewusst und haben die aus der damaligen Aufgabenstellung begründeten Besonderheiten klar ausgewiesen. Für die Hausforschung besonders wertvoll sind die Aufnahmen und das verarbeitete Material zu den Themen Herd und Feuerstelle mit den dazugehörigen Mundartbezeichnungen. In diesem Bereich haben es Hausforscher heute besonders schwer, alte Zustände in situ vorzufinden, wurden doch gerade die Küchen und die sanitären Anlagen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachhaltig modernisiert.

Bei genauerem Hinsehen erkennt man in der Betrachtung der beiden Wortkarten für «Sitzofen» und «Ofentypen» (S. 154f.) die auffallende Verbreitungsgrenze für Kachelöfen/Sitzöfen und Giltsteinöfen innerhalb des Kantons Uri. Kachelöfen und Sitzöfen kommen nur nördlich der Gemeinde Erstfeld vor. Der Sitzofen ist eine die Abwärme des Herdfeuers nutzende Einrichtung. Baulich eng mit dem Küchenherd verbunden, befindet er sich im angrenzenden Wohnraum. In den allermeisten Fällen ist der Sitzofen der Zentralschweiz aus Kacheln aufgebaut (in Ausnahmefällen auch aus Sandstein). Die Verbreitung von Wort und Sache «Sitzofen» hält sich in Uri logischerweise an dasjenige des Kachelofens. Auch wenn die Karte nicht darstellen kann, dass die Giltsteinöfen nördlich von Erstfeld fast ausnahmslos nach 1830 errichtet worden sind, bestätigt sie doch in bemerkenswerter Nuancierung die Ergebnisse der Bauernhausforschung.

Bei der Darstellung der Wirtschaftsbauten (S. 206ff.) – wo die Sach-Grundlagen noch heterogener waren als bei einzelnen hauskundlichen Fragestellungen – schätzt man die detailsreichen Informationen zu den Einrichtungen, beispielsweise von Stall und Heuraum, um so mehr, als gerade in den landwirtschaftlichen Betriebsgebäuden in den vergangenen 40 Jahren sehr radikale Veränderungen erfolgten. Ältere Einrichtungen der Futterkrippe bekommt man heute kaum oder nur noch fragmentarisch zu sehen. Mit dem Verschwinden der Sache geht auch die Bezeichnung für die Sache verloren. Als besonders wertvoll erachte ich die in der Kartenauswertung fallweise vorgenommene Verbindung der Sache mit dem Arbeits*ablauf* (z.B. Futterkrippe und Fütterung, Heuraum bzw.

Tenne und Entladen von Heu- und Getreideernte); denn in der Darstellung des Arbeitsablaufes erfahren die einzelnen Räume und Einrichtungen gleichsam ihre funktionale Verknüpfung.

Aus praktischen Gründen konnte die Terminologie von alpwirtschaftlichen Gebäuden nicht am Objekt erhoben werden (die Befragungen fanden meist im Winter und nur im Tal statt). Dementsprechend bot das sprachliche Grundlagenmaterial Schwierigkeiten bei der Verarbeitung, und das Kartenmaterial ist im Vergleich zu den bäuerlichen Hauptbauten (Wohnhaus und Stallscheune) weniger detailliert.

Erschlossen wird der Band durch drei Register: ein gründliches Titel- und Sachregister, ein Grammatik-Register und ein vollständiges Wortregister. Das Sachregister umfasst auch Tätigkeiten und Arbeitsabläufe. Dadurch ist die in der Kartenauswertung angestrebte mehrschichtige Verküpfung von Inhalten im Register konsequent weitergeführt.

Insgesamt liegt mit dem neuesten Atlaswerk und dem zugrundeliegenden Materialien ein einmaliger Fundus vor. Text und Karten setzen voraus, dass man sich Zeit nimmt, sich in die Materie einzuarbeiten.

Benno Furrer

***

CAROLA JÄGGI / HANS-RUDOLF MEIER / RENATA WINDLER / MARTIN ILLI, mit Beiträgen von ELISABETH LANGENEGGER / RETO MARTI / HORTENSIA VON ROTEN: *Die Stadtkirche St. Laurentius in Winterthur. Ergebnisse der archäologischen und historischen Forschungen* (=Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien 14, Zürich/Egg 1993). 318 S., 178 schwarzweisse Abb., 27 Tafeln, davon eine farbig, 6 Faltpläne als Beilage.

Ein Generationenwechsel in der Kantonsarchäologie und die Schaffung einer Abteilung für Archäologie des Mittelalters haben es möglich gemacht, die Auswertung der 1980 bis 1983 ergrabenen Stadtkirche Winterthur an die Hand zu nehmen und vor kurzem erfolgreich zum Abschluss zu bringen. Die Publikation der Ergebnisse präsentiert sich als Gemeinschaftswerk einer Gruppe von jungen Forscherinnen und Forschern aus dem Gebiet der Archäologie, Geschichte, Anthropologie, Kunstgeschichte und Numismatik, die die Grenzen ihrer Einzeldisziplin durch Zusammenarbeit überwunden haben, sich mit gezielten Fragen an die jeweiligen Nachbarwissenschaften wandten und deren Antworten aufnahmen. Daraus entstand eine Synthese, die viel mehr ist als die übliche Summe von einzelnen, nebeneinander stehenden Forschungsergebnissen, die zwischen zwei Buchdeckel gezwängt wurden.

Es sei hier gleich angeführt, dass die Grundlagen für die Auswertung nicht optimal waren: Das junge Team besteht zwar aus Fachleuten mit einiger praktischer Erfahrung, aber es war keiner der seinerzeitigen Ausgräber an der engeren Auswertungsarbeit beteiligt. Ein weiteres Handicap war die einseitige und lückenhafte Grabungsdokumentation. Andererseits sei betont, dass diese Randbedingungen eine leider zukunftsträchtige Konstellation sind: Wenn man bedenkt, wie viele unausgewertete Grabungsdokumentationen in den Schränken nicht weniger Kantonsarchäologien und Privatbüros verstauben, dann ist es realistisch anzunehmen, dass die Auswertung einer mehr oder weniger dokumentierten Altgrabung durch nicht an der Grabung beteiligte Archäologen bald zur Regel werden könnte. Die Auswertung der Stadtkirche Winterthur beweist, dass Altgrabungen nicht als Verlust abgebucht werden müssen.

Lange ging die Forschung davon aus, dass Oberwinterthur der älteste Siedlungskern der Region sei und mit St. Arbogast eine vielleicht frühchristliche Kastellkirche besitze. Daneben stand die berühmte Urkunde von 1180, aus welcher Generationen von Historikern herauslasen, Oberwinterthur sei die Mutterpfarrei, und in (Nieder-) Winterthur stehe nur eine kyburgische Kapelle ohne Pfarrrechte. Diese Ansicht kam 1976 ein erstes Mal ins Wanken, als die archäologischen Untersuchungen in Oberwinterthur nicht zur erwarteten Aufdeckung einer frühmittelalterlichen Kirche führten.

In den Jahren 1980–83 fand die Grabung in der Stadtkirche Winterthur statt. Die grosse Überraschung erfolgte, als unerwartet Bauteile aufgedeckt wurden, die eindeutig aus einer Zeit vor dem Jahr 1180 stammten. Da sie im Terminplan nicht vorgesehen waren, mussten sie unter Zeitdruck freigelegt werden. Darunter litt die Qualität der Dokumentation erheblich.

Ein Hauptteil des Buches bildet die von Carola Jäggi und Hansrudolf Meier erarbeitete Befundvorlage und Interpretation. Die beiden Autoren unterscheiden 7 Hauptbauphasen und eine Reihe von Umbauten.

Für die Bauphase I wird eine Holzkirche, eine Pfostenkonstruktion mit eingezogenem Chorhaus und Westvorhalle, rekonstruiert. Interessant ist ein Grab 133 südlich dieser Kirche, umgeben von auf den Plänen leider nicht eingezeichneten Pfostenlöchern, die von den Autoren als Rest einer memorienähnlichen Grabauszeichnung gedeutet wird. Sie möchten die Kirche, die, wie Reparaturen dokumentieren, längere Zeit im Gebrauch war, vor allem aufgrund von C14-Datierungen mutmasslich zugehöriger Gräber ins 8. Jahrhundert, eventuell schon ins 7. Jahrhundert setzen. Das Bauwerk ist mit 12 x 6 m relativ gross und steht damit den von Peter Eggenberger untersuchten Berner Holzkirchen näher als den kleineren der Ostschweiz. Die Autoren stellen zu Recht fest, dass Eggenbergers These, an den Grundriss-Grössen von Holzkirchen seien regionale Unterschiede ablesbar, fallengelassen werden muss.

Die weitere Umgebung dieser Kirche ist heute durch eine Reihe von Grabungen in der ganzen Stadt Winterthur etwas klarer fassbar: Südlich der Marktgasse, eines römischen Strassenzugs, gab es eine antike Siedlung, die im 6./7. Jh. immer noch oder schon wieder bestand.

Die zweite Kirche, steinerner Ersatz des Vorgängers aus Holz, wurde offenbar um den noch stehenden Holzbau herum errichtet und wies den gleichen Grundriss auf. Die Autoren stellen fest, dass dieses Verhältnis von erster Steinkirche zu hölzernem Vorgängerbau die Regel ist, und fragen, ob man diese nicht allgemein zur Rekonstruktion von Holzkirchen heranziehen könnte. Die Kirche ist typologisch kaum zu datieren; die Autoren kommen aufgrund der durch C14-Untersuchungen absolut datierten Gräberchronologie auf eine Entstehung im späten 9. oder 10. Jahrhundert.

Entscheidend für die Interpretation dieses Gotteshauses ist der Sickerschacht 52, den Jäggi und Meier überzeugend als Teil einer Taufanlage interpretieren. Nicht mit der nötigen Sicherheit hingegen ist der Beweis für die Zuordnung zur Kirche II zu erbringen, was die Autoren auch deutlich festhalten. Als Hypothese aber möchten sie die Taufanlage als Bestandteil von Bau II b sehen, den sie in die Zeit um 1000 datieren. Stratigraphisch kann der Sickerschacht aber auch schon zu Bau II a gehören oder erst zusammen mit der Kirche III entstanden sein, da erst die Brandschuttschicht 88 aus der Zeit um 1300 sicher mit der Auflassung des Schachtes rechnet. Damit bleibt letztlich weiterhin unklar, ab wann die Kirche Winterthur das wichtige pfarrherrliche Recht der Taufe ausübte.

Ein später im Süden an die Kirche angefüger Annex erhob sich an der Stelle des erwähnten Grabes 133 und diente als Begräbnisplatz, wobei alle Bestattungen dieses älteste Grab sorgfältig respektierten. Das zweitälteste Grab 132, welches wahrscheinlich unmittelbar vor dem Einbringen des (ursprünglichen?) Mörtelbodens im Annex abgetieft wurde, stammt nach der C14-Analyse aus der Zeit zwischen 937 und 1161. Die Autoren betrachten den Südannex aufgrund dieser Befunde sozusagen als versteinerten Nachfolger einer Holz-

memorie über dem ältesten Grab 133 und interpretieren diesen als Nebenkapelle mit einer dynastischen Grablege einer frühen Adelssippe aus Winterthur, deren verehrter «Stammvater» die Bestattung 133 gewesen sei. Ein zweiter Grabannex lehnte sich im Norden an die Kirche. Die Autoren nehmen aufgrund der sehr kleinen Grabgrube 65 an, es seien vielleicht die Knochen eines fern von Winterthur Verstorbenen begraben gewesen; es ist wohl naheliegender, eine Umbettung eines zu einem älteren Gräberfeld Gehörenden anzunehmen. Die Grube ist vermutlich darum leer, weil die sterblichen Überreste beim Bau von Kirche III nochmals umgebettet wurden. Auch hier deutet einiges auf ein Totengedächtnis hin, wie es von Adelsfamilien gepflegt wurde.

Die Datierung der Grabkapellen in die Zeit um 1000 leiten die Autoren erneut von den C14-Daten her. Sie stellen ausserdem fest, dass in dieser Zeit Adelsgräber allgemein aus dem eigentlichen Kirchenraum verbannt wurden, worauf man allerorts begann, Grabkapellen anzubauen.

Die Kirche III, ein rechteckiger Saal mit eingezogenem, aussen durch Ecklisenen ausgezeichnetem Altarhaus, entstand nach einem Brand. Er wurde im Süden von einem mit dem Schiff im Verband stehenden Anbau mit eingezogener Apsis begleitet. Die Autoren deuten ihn überzeugend als direkten Nachfolger des Grabannexes von Bau II; sie können nämlich nachweisen, dass dessen Gräber in der neuen Grabkapelle noch sichtbar waren. Der rechteckige Grundriss mit unilateralem Annex führt Jäggi und Meyer zum Schluss, die Kirche III sei im 11./12. Jahrhundert errichtet worden. Der Neubau könnte durch den erwähnten Brand ausgelöst worden sein. Der Grabannex ist vielleicht der Spiegel der Zunahme von adligem Selbstbewusstsein im Zusammenhang mit dem Aufschwung von Winterthur. Es bleibt zu betonen, dass auch für diese Phase unbekannt ist, wer hier seine toten Angehörigen bestattete.

Wahrscheinlich noch im 12. Jahrhundert entstand der mit der Kirche von Oberwinterthur stilistisch verwandte Nordturm, der älteste noch bestehende Teil der heutigen Stadtkirche. Bald nach 1200 wurde der Südannex nach Osten verlängert und neu platt geschlossen. Veränderungen im Innern belegen einen Funktionswandel. Nahm man dort um 1200 noch eine Bestattung vor, so wurde der Bestattungsplatz nun überdeckt, wobei es scheint, als habe eine Umbettung einiger ausgesuchter Bestattungen – vielleicht in eine neugegründete Dynastengrablege – stattgefunden. In aller Vorsicht wagen die Autoren hier eine faszinierende Spekulation und rufen die Präsenz des Hauses Kyburg in Winterthur in Erinnerung: aus Schriftquellen ist bekannt, dass Graf Ulrich III. im Jahr 1225 das Chorherrenstift Heiligberg stiftete und zu seiner Grablege wählte. Verlegte er vielleicht einen alten Bestattungsort der Kyburger und befand sich dieser etwa in den Grabannexen von St. Laurentius I–III?

In der Bauphase IV wurde aus dem Saal mit südlichem Seitenannex durch Anfügung eines nördlichen Pendants ein dreischiffiger Bau. Die Autoren nehmen den Umbau zu einer dreischiffigen Basilika mit erhöhtem, belichtetem Mittelschiff an, wobei die zeichnerische Rekonstruktion einen wohl zu niedrigen Lichtgaden aufweist. Es gibt keine typologischen Anhaltspunkte zur Datierung der Kirche IV, sie ist aber in die Zeit zwischen 1200 (Bau III b) und 3.Viertel 13.Jahrhundert (Bau V) zu setzen. Die Autoren führen den Umbau darum mit aller Vorsicht auf das Erstarken der Stadtgemeinde und des städtischen Selbstbewusstseins zurück, welches ab 1230 in den Schriftquellen immer deutlicher zu fassen ist.

In der Bauphase V erhielt die Basilika den heute noch bestehenden, von zwei Flankenräumen begleiteten Chor, der mit einem Lettner vom Schiff getrennt wurde. Der Chor wurde bisher mit überwiegend historischen Argumenten sehr kontrovers datiert. Die Autoren kommen durch die Untersuchung der Bauformen an Chor und Lettner zum Schluss, dass der Chor in der Nachfolge des Fraumünsterchores in Zürich steht, der zwischen 1250 und 1270 entstand. Die Winterthurer Anlage ist damit in die Zeit kurz vor 1300 zu datieren und ist konzeptionell vielleicht eine Etappe eines Ausbaus zur Stadtkirche, welcher mit dem Umbau zur Basilika (Phase IV) ihren Anfang nahm. Die Form des Chors war für die Zeit kurz vor 1300 eigentlich altertümlich, und vielleicht ein bewusster Hinweis auf das Alter der Kirche. Der Lettner, eigentlich liturgischer Bestandteil einer Kloster-, nicht einer Stadtpfarrkirche, gehört wohl auch in den weiteren Zusammenhang von städtischem Selbstbewusstsein. Es handelt sich um ein bisher von der Forschung kaum bemerktes Phänomen, welches von Matthias Untermann* gedeutet wird als möglicher Versuch einer Stadt, ihrer Pfarrkirche durch den Bau eines Lettners und die Verpflichtung der Kapläne zum Chorgebet den offenbar prestigereichen Anschein einer Stiftskirche zu geben, ohne gleich ein eigentliches Stift ausserhalb der städtischen Kontrolle zu gründen.

Wenige Jahre darauf zerstörte ein Brand das Schiff der Kirche. Viele Kleinfunde im Brandschutt ermöglichen die relativ präzise Datierung auf die Zeit um 1300. Der Chor wurde dabei nur wenig beschädigt.

Nur knapp zwei Generationen später erfolgte der Neubau VI. Der Befund ist nicht sehr klar; sicher ist aber, dass dabei die Seitenschiffe verbreitert wurden. Jäggi und Meier lehnen eine Fünfschiffigkeit ebenso ab wie die Annahme von hallenartigen Seitenschiffen. Stattdessen bieten sie die elegante und überzeugende Lösung zweier, für spätgotische Kirchen weitverbreiteter Reihen von Seitenkapellen für Altarstiftungen und private Begräbnisse an. Die Datierung ins mittlere 14. Jahrhundert stützt sich vor allem auf Münzfunde.

In der Bauphase VII entstand zwischen 1486 und 1518 der bis heute aufrecht stehende Bau. Der in den Schriftquellen gut dokumentierte Neubau wird mit der Vergrösserung des Winterthurer Pfarrsprengels im Jahr 1482 begründet; sicher ist er aber auch eine Antwort der Stadt auf den zu dieser Zeit in der Zürcher Landschaft herrschenden «Kirchenbauboom».

Die Untersuchung des Gräberfeldes nahm Renata Windler vor. Die Analyse bleibt zwangsläufig unvollständig, da sich die Grabungsdokumentation in dieser Hinsicht äusserst mangelhaft erwies.

Die Kleinfunde wurden von Renata Windler und Reto Marti bearbeitet. Auch hier war die Analyse durch die Ausgrabungsmethode erschwert, da die wenigsten Funde stratifiziert sind. Ungewöhnlich ist das grosse, sonst unbekannte Spektrum an metallenen und anderen Kleinfunden in Schmutzschichten unter Bretterböden, die offensichtlich von den Kirchenbesuchern fallengelassen wurden und zwischen den Ritzen verschwanden. Der ausgezeichnete und kompetent kommentierte Katalog ist eine Fundgrube für jeden Archäologen, der sich mit unidentifizierten Kleinobjekten herumschlägt. Zum Fundkapitel gehörten auch eine Untersuchung der Münzen durch Hortensia von Roten und mehrere kunsthistorische Spezialstudien zu den Wandmalerei- und Glasmalereifragmenten, zur Steinskulptur und einer interessanten Tonstatuette des 15. Jahrhunderts.

In einem umfangreichen Abschnitt kommt der Historiker Martin Illi zu Wort. Er spannt den Bogen von der Urkunde von 1180 bis zur schriftlich gut dokumentierten Bauphase VII um 1500. In einem ersten Teil steht vor allem die erwähnte Urkunde im Mittelpunkt. Illi folgert aus der Quelle, dass Niederwinterthur im 12. Jahrhundert tatsächlich Pfarrechte besass, auf die Oberwinterthur Ansprüche erhob. Zum Streit kam es aber erst in einem bestimmten Moment, wohl im Zusammenhang mit dem einsetzenden Ausbau zur Stadt. Es wird nicht klar, wie berechtigt die Ansprüche der Kirche Oberwinterthur sind; sicher scheint nur, dass kein einfaches Mutter-Tochter-Verhältnis zwischen Ober- und Niederwinterthur bestand. Ebenso unklar erscheinen beim genauen Lesen der Urkunde die tatsächlichen Motive der beteiligten Parteien und des Schiedsrichters, des Bischofs von Konstanz, wie etwa aus der Tatsache zu ersehen ist, dass der Bischof von Graf Hartmann einen Teil von dessen Burg Weinfelden erhielt und zum Lehensherrn des Kyburgers wurde. Illi irrt

hier, wenn er davon spricht, der Kyburger habe die Burg Weinfelden vom Bischof von Konstanz als Belohnung für seine Kompromissbereitschaft erhalten. Diese Transaktion ist eher als Dank des zufriedenen Grafen aufzufassen. Oder liegt hier eine Art Tauschhandel vor? Ist es möglich, dass die Pfarrkirche Oberwinterthur entgegen Illis Vermutung doch im Besitz des Konstanzer Bischofs war und der Bischof von daher Ansprüche auf Niederwinterthur ableitete, auf die er gegen einen Anteil an der Burg Weinfelden verzichtete? Die Diskussion um die Urkunde ist noch lange nicht abgeschlossen. Sicher scheint nur, dass (Nieder-)Winterthur nach 1180 die unangefochtene Pfarrkirche der aufstrebenden Stadt war.

Anschliessend beschäftigt sich Illi mit den Baunachrichten. Für die Zeit vor 1400 sind sie sehr lückenhaft und unzuverlässig: während etwa der chronikalisch überlieferte Brand von 1244 archäologisch nicht nachzuweisen ist, gibt es keinerlei schriftliche Nachrichten über den Brand der Kirche V um 1300, der aufgrund der Grabungsbefunde die Kirche und wohl auch umliegende Häuser schwer in Mitleidenschaft zog. Wieder zeigt sich hier die irritierende Tatsache, dass Schiftquellen und archäologische Zeugnisse oft nicht miteinander in Übereinstimmung gebracht werden können. Im 15. Jh. ändert sich die Quellenlage: die Bauphase VII von 1486 bis 1517 ist weitgehend zu rekonstruieren, was Illi an interessanten Einzelbeispielen illustriert. Die Schriftquellen des 15. Jh. sind auch eine wertvolle Hilfe bei der Rekonstruktion der Ausstattung. Hier zwei Anmerkungen: mit den in den Quellen erwähnten Kirchenfenstern mit heraldischen Motiven sind wohl eher Fenster mit religiösen Motiven und den Stifterwappen gemeint. Der «Sarch» ist kein Reliquiar, sondern ein zeitgenössischer, etwa aus Werkverträgen bekannter Begriff, der die Predella eines Schnitzaltars bezeichnet. Dieser kann, aber muss nicht Reliquien enthalten.

Abgerundet wird die lebendig verfasste historische Abhandlung mit einer Beschreibung der vielfältigen und manchmal kuriosen sakralen und profanen Funktionen der Laurentiuskirche im spätmittelalterlichen Winterthur.

Es fällt positiv auf, dass alle Disziplinen einen ihnen angemessenen Raum zur Verfügung hatten, und dass alle nur irgendwie brauchbaren Quellen zur Gesamtanalyse beigezogen wurden, weil nach einer möglichst umfassenden Sicht des Objektes Stadtkirche gestrebt wurde. Einzige Ausnahme ist das Fehlen einer umfassenden Bauanalyse des bestehenden Bauwerks.

Die übersichtliche Darstellung und die klare Sprache ermöglichen es, die Überlegungen der Autoren gut nachzuvollziehen; ihre Hypothesen sind fundiert und ihre Interpretationen wohltuend vorsichtig formuliert. Ob in Winterthur wirklich schon um 1000 Taufen vorgenommen wurden, die Kirche damit schon damals pfarrherrliche Funktionen besass, muss auch nach der Vorlage der Befunde offen bleiben, ebenso die Vermutung, bei der (möglichen, nicht sicheren!) Adelsgrablege könne es sich gar um die der Kyburger selbst handeln. Unklar bleibt auch weiterhin der Hintergrund für den Streit von 1180 und der Verlauf der früh- und hochmittelalterlichen Pfarreigrenzen.

Das wichtigste Resultat der Auswertung ist zweifellos der Nachweis, dass die Stadtkirche Winterthur eine Kontinuität aufweist, die sicher bis in karolingische Zeit zurückreicht und zu einer Zeit, in der in Oberwinterthur offenbar kein Gotteshaus existierte, den geistlichen Mittelpunkt einer frühmittelalterlichen Siedlung darstellte.

Die Resultate zeigen trotz der genannten Einschränkungen in aller Deutlichkeit, dass Auswertungen von Altgrabungen möglich und nötig sind. Ob Altgrabung oder nicht, Auswertungen müssen noch mehr von ernsthaft interdisziplinär arbeitenden Teams geleistet werden, denn sie sind die Zukunft der archäologischen und historischen Forschung. Es bleibt zu hoffen, dass die öffentliche Hand auch weiterhin bereit und in der Lage ist, solche Unternehmungen zu fördern.

Armand Baeriswyl

* Mündlicher Hinweis von Matthias Untermann, Freiburg i.Br., für den herzlich gedankt wird.

***